



Tom
Saller

Ein
neues
Blau

Roman

List

1. Kapitel

in dem Lili einen Asiaten kennenlernt,
der von sich behauptet, er sei halb und halb.
Jakob und sie soll er helfen ganz zu machen.

An der linken Hand Jakob, den Vater. Rechts die Mutter, Charlotte. So sollte es sein, und so gehört es sich. Die Eltern rahmen ihr Kind. Doch rechts ist leer, und das gehört sich nicht, so soll es nicht sein. Aber wen anschuldigen? *Adonaj?*

Jakob sagt an guten Tagen: »Wir verstehen *Ihn* nicht. *Er* ist der *Unaussprechliche*. Der *Unverständliche*.«

An weniger guten Tagen fragt er sich, ob der *Ewige* die Menschen versteht. Weshalb täte er ihnen sonst solches Leid an?

So warten sie also da, der stattliche Mann und das kleine Mädchen: Hand in Hand. Stattlich meint gut geschnittener Anzug mit Weste, Krawatte und eine standesgemäße Wohlbeleibtheit. Die Zöpfe des Mädchens sind sorgfältig geflochten.

Gekreuzte Eleganz. Zweifelsohne.

Monatelang hat Jakob seiner kleinen Tochter erzählt, sie werden umziehen; sie bekomme ein neues Zuhause, in Charlottenburg, da, wo früher einmal die Königin gelebt habe. Von seiner Sehnsucht spricht er nicht.

Charlottenburg.

Von nun an wird auf jedem Brief der Name seiner Frau zu lesen sein. Jedes Mal, wenn er am Schloss vorbeikommt, wird er an sie erinnert werden. Und jeder Weg die Berliner Straße entlang würde durch ihr Tor führen.

Außerdem ist da die Synagoge. Nicht weit entfernt, in der Fasanenstraße.

Ein Ort des Trostes?

Er weiß es nicht, kennt es bislang nur von außen, das Haus des *Herrn*. Es fehlt ihm an Erfahrung, an Wurzeln. So kann er nur hoffen. Auf Trost durch ein Judentum, das ihm in seiner Jugend für einen Moment wie eine Fata Morgana erschienen und danach wieder verschwunden ist.

Weiß lackierte Sprossenfenster blicken auf das kleine Mädchen und seinen Vater hinab, die Eingangstür mustert es stumm. Fest ruht der Sockel des Hauses in seinem Fundament.

»Gründerzeit«, sagt Jakob, ohne dass Lili versteht, was gemeint ist. Aber es klingt gut, irgendwie vertrauenerweckend.

Der Mann, der ihnen jetzt die Tür öffnet, trägt einen Pyjama. Wenigstens in Lilis Augen. An und für sich kein schlechtes Zeichen, weil – sie hasst Nachthemden. Jakob hat es ihr erlaubt, das Pyjamatragen. Allerdings nicht mitten am Tag.

Der Haarschopf des Fremden ist empörend schwarz.

Lili neigt den Kopf zur Seite und kneift ein Auge zu. Sie lässt sich Zeit, wählt ihre Worte mit Bedacht. Der erste Satz ist wichtig. Das weiß jeder, der ihn schon einmal gesprochen hat: Er bestimmt die Beziehungstiefe.

»Du hast dunkelschwarze Haare!«, stellt sie fest. Vielleicht ein wenig vorwurfsvoll.

Alle in der Familie – Jakob, Charlotte, sie selbst – haben schwarze Haare. Nur *Hund*, der Hund, hat weiße, aber wenigstens einen schwarzen Streifen unter dem Ohr. Doch sie hat die schwärzesten. Eigentlich.

»Wie nennt die junge Dame ihre eigene Haarfarbe?«, fragt der Fremde nicht unfreundlich.

Erneut unterzieht Lili das glatt-glänzende Dunkel auf seinem Kopf einer kritischen Prüfung. Dann greift sie nach einem ihrer Zöpfe und führt ihn sich vor Augen. Sieg und Niederlage sehen einander manchmal zum Verwechseln ähnlich.

»Meine Haare sind hell-schwarz.«

Der Mann nickt. »Sehr schön. Dunkelschwarz und Hellschwarz passen gut zueinander. Besser als Rot und Grün, weißt du?«

Lili weiß. Und weiß nicht. Natürlich stimmen Schwarz und Schwarz besser überein als Rot und Grün. Doch wer hat schon grüne Haare?

Obwohl der Gesichtsausdruck des Mannes unverändert bleibt, bemerkt sie die winzigen Fältchen in seinen Augenwinkeln. Staunenswerte Winkel und staunenswerte Augen. Nicht rund wie die ihren und die von Jakob oder die von *Hund*, sondern länglich und ein klitzeklein bisschen schräg gestellt.

»Witz?«, fragt sie.

Abermals nickt der Mann und bestätigt: »Witz!« Diesmal verziehen sich seine Lippen zu einem Lächeln. »Ich heiÙe Takeshi.«

Vorsichtig erkundigt sich Lili: »Wieder Witz?«

»Kein Witz!«

Lili ist sechs. Oder sieben. Manchmal verwechselt sie es, insbesondere wenn sie gerade Geburtstag gehabt hat. Beim letzten, dem ersten, den sie alleine gefeiert haben, hat Jakob sich geräuspert und mit rauer Stimme gesagt, die Zeit vergehe so schnell. Das bezweifelt sie. Trotzdem kennt sie nicht immer ihr Alter. Es ist uninteressant. Der Mann vor ihr ist keinesfalls uninteressant. Im Gegenteil. Sie interessiert sich für ihn. Brennend sogar.

»Bist du Chinese?«

Er faltet die Hände vor der Brust und verneigt sich höflich. »Nur zur Hälfte. Der andere Teil«, er macht eine kurze Pause, »der *ausgeprägtere*, ist japanisch. Takeshi stammt aus dieser Sprache. Es bedeutet ›Beschützer‹.«

Lili ahmt seine Geste nach. Sie verbeugt sich ebenfalls.

»Ich bin aus Berlin. Lili klingt auch ein bisschen chinesisches, finde ich. *Li-Li*. Oder japanisch. Ich kenne mich da nicht so aus. Der gleiche Laut, zweimal hintereinander, weißt du?« Seit ein und einem halben Jahr geht sie zur Schule.

Takeshi weiß.

Jakob weiß ebenfalls.

Die Beziehungstiefe stimmt.

2. Kapitel

in dem Jakob Takeshi begegnet und
inmitten Osakas den Müggelsee findet.

Ein Mann des Ausgleichs, dieser Jakob Kuhn. Nicht zu viel und nicht zu wenig, etwas von hier und ein bisschen von dort, nicht mit allen gemein sein, jedoch niemanden vor den Kopf stoßen.

So lautet seine Devise.

Früher ist das anders gewesen, ist er anders gewesen. Da wollte er mit dem Kopf durch die Wand, musste mit dem Kopf durch die Wand und ging mit dem Kopf durch die Wand – auf und davon.

Eine seltsame Vorstellung: Wäre er damals weniger beherzt gewesen, läge er jetzt womöglich noch immer auf seinem Strohlager im heimischen Württemberg. Nur durch ein paar dünne Bretter von der Bettstatt der Eltern auf der einen und dem Stall der mageren Milchkuh auf der gegenüberliegenden Seite getrennt. Kuh und Eltern waren außerstande, sich eine abweichende Wirklichkeit auszumalen.

Nicht so Jakob.

Später, in Berlin, kurz nachdem er sich dazu entschlossen hatte, selbstständiger Kaufmann zu werden, dachte er nach langer Zeit wieder an sie. An seine Eltern. Nicht an die Kuh.

Wieso?

Im *Café Nagler* am Moritzplatz war er von einem älteren Mann angesprochen worden. Bart, Zwicker und Gehrock.

»Gestatten?«, fragte dieser, alle anderen Tische seien besetzt.

Man geriet ins Plaudern, und Jakob berichtete von seinen Plänen. Tee sollte es sein. Aus Japan und China. Das sei besonders, fand er. Gut durchdacht. Kühn außerdem.

Sein Gegenüber stellte sich vor.

»Professor Wilhelm Lindmeyer. Oberstudienrat im Ruhestand.«

»Jakob Cohen. Demnächst hoffentlich viel auf Reisen. Und dann – im Unruhestand.«

»Ah, der sprichwörtliche jüdische Humor! Bis zu meiner Pensionierung habe ich Griechisch, Latein und – privat – Hebräisch unterrichtet. Die drei heiligen Sprachen. Sind Sie der Sprache Ihrer Väter mächtig?«

»Nein«, antwortete Jakob, »ebenso wenig wie meine Väter. Verzeihung, ich meine natürlich meine Eltern. Wir haben zu Hause ausschließlich Deutsch gesprochen.«

»Nun, dann wird es Sie vielleicht interessieren, dass Ihr Name, also *Cohen*, im biblischen Zusammenhang *Priester* bedeutet. Wussten Sie das?«

Jakob schüttelte den Kopf.

Angeregt unterhielt man sich weiter. Nach einer halben Stunde stand der Professor auf, verabschiedete sich und ging. Seine Worte blieben. Mitsamt dem Widerspruch.

Jakob ist Jude, aber nicht religiös; will Geschäftsmann werden, in Sachen Tee. Wäre für eine weltweit erfolgreiche Tätigkeit ein neutralerer Name nicht sinnvoll?, überlegt er.

Folglich ändert er ihn, seinen Nachnamen. In Kuhn. Das klingt in den eigenen und in den Ohren seiner zukünftigen Handelspartner verlässlich – und nicht nach Priester.

Das Jüdische ganz ablegen möchte er nicht. Zumal ihm der Professor, nachdem er ihn über die Bedeutung seines Nachnamens aufgeklärt, auch von Jakob erzählt hatte, einem der Stammväter des Volkes Israel. Er habe zwölf Söhne gehabt, von denen er dem zehnten ausdrücklich ein großes kaufmännisches Geschick prophezeite.

Hier stimmt also die Verbindung zwischen Profession und Name, dachte Jakob.

Nun ja, so ungefähr.

In den folgenden Jahren führte ihn sein aufblühender Teehandel häufig nach Asien, und er vergaß Eltern und Herkunft wieder. Japan und China bildeten seine bevorzugten Ziele. Vor allem die japanische Kultur hatte es ihm angetan. Sie kam seinem Wesen entgegen – nicht zu viel und nicht zu wenig, etwas von hier und ein bisschen von dort, nicht mit allen gemein sein, jedoch niemanden vor den Kopf stoßen.

Aber diesmal war er ungern von zu Hause aufgebrochen, um seine Reise in den, von Europa aus gesehen, Fernen Osten anzutreten. In der Woche zuvor hatte er eine junge Frau kennengelernt. Charlotte. Ein merkwürdiges Gefühl: Schon bei der Abfahrt vom Schlesischen Bahnhof freute er sich auf die Rückkehr.

Ist das Liebe?

Ein Töchterchen war weit und breit noch nicht in Sicht.